

Praktische Winke.

Ein vorzügliches Konservierungsmittel bei der Verpackung von Nahrungsmitteln, Obst usw. bildet unweifelhaft das fast überall wachsende Farnkraut. Wer sich längere Zeit in England aufgehalten hat, wird wissen, daß die Briten daselbst schon seit vielen Jahren mit Erfolg dazu benutzen. Wertvolles Obst, frische Butter usw. sieht man auf den Londoner Märkten nicht mehr in dem üblichen Weinlaub, sondern fast immer in frischen Farnen verpackt, wo sie sich vorzüglich halten. Und zwar geschieht das auch in solchen Landesteilen, wo es an Weinlaub gewiß nicht mangelt. Jeder gute Botaniker kennt übrigens die hohe konservierende Kraft, welche dem Farnkraut innewohnt. Diese macht sich besonders da geltend, wo es sich um die Aufbewahrung von vegetabilischen und tierischen Stoffen handelt. Auf der Insel Man verpackt man daher die frischen Gerichte nur in Farnen, und sie kommen dann genau ebenso frisch an, wie man sie verpackt hat. Kartoffeln, welche man darin verwahrt, halten sich viele Monate länger als solche, welche nur in Stroh liegen. Damit angestellte Versuche in einem und demselben Keller ergaben für das Farnkraut geradezu überraschende Vorteile. Während die im Stroh liegenden Kartoffeln im Frühling meistens angefault waren, zeigten sich die übrigen genau so frisch, als seien sie gestern erst aus der Erde genommen. Genau so gut verwahrt sich darin frisches Fleisch. Anscheinend kommt diese hohe konservierende Kraft daher, daß das Farnkraut einen starken Salzgehalt besitzt, welcher auf die eingelegten Stoffe erhaltend reagiert und Fäulnis fernhält. Deshalb hat man es früher bekanntlich u. a. auch zur Herstellung von Seife verwandt. Dazumal kommt aber noch, daß keine Larven, kein Schädling, keine Mäde sich in seiner Nähe wohl befinden. Der starke Geruch hält jeden Schmarotzer fern. Viele Botaniker behaupten sogar, daß diese abwehrnde Kraft sich sogar auf die Schmarotzerpilze ausdehnt. Allerdings fehlen darüber bis jetzt noch genügend Erfahrungen.

Kellerreinigung. Der Herbst, die Jahreszeit, in welcher wir unsere Vorratsräume anfüllen, ist herangerückt. Ehe wir jedoch an das Einräumen gehen, sollten wir nicht versäumen, diese Räume einer gründlichen Reinigung zu unterwerfen, denn bekanntlich ist Keimlichkeit von großem Einfluß auf die Haltbarkeit der Nahrungsmittel. — An einem schönen warmen Tage räume man alles Tragbare aus dem Keller in's Freie, wo es gepulvert, getrocknet und gelüftet wird. In den Kellern werden dann die Wände abgekehrt, im Weinkeller die Fässer trocken abgeputzt und die Faßlager abgerieben; hierauf wird der Boden aufgewaschen. Nun lasse man die Luft durchziehen, denn nur durch Lüftung wird in einem geschlossenen Räume die Luft erneuert. Ist der Boden gut trocken, so werden die Keller ausgeschwefelt. Sodann werden im Kartoffelkeller die Lager für die verschiedenen Kartoffelsorten, sowie die Unterlagen für die verschiedenen Ständer gelegt. Im Weinkeller bringt man, sofern man zu diesem Zweck keinen besonderen Raum hat, die Horden und Kisten zur Aufbewahrung des Obstes unter. Diese Arbeit nimmt, wenn sie in jedem Früh- und Späthjahr pünktlich besorgt wird, nur wenig Zeit in Anspruch.

Schuhsohlen wasserdicht zu machen. Man bereitet sich eine 5–10proz. Lösung von Gelantine und verfährt diese mit 10 pCt. einer gesättigten Kaliumbichromatlösung. Selbstverständlich muß dieses unter Abschluß von Licht geschehen. Mit dieser Lösung bestrichene Schuhsohlen alsdann dem Lichte ausgesetzt, sollen vom Wasser undurchdringlich sein.

Vermischtes.

Die heldenmütige Telegraphistin von Pithiviers.

In dem im leuchtenden Schmuck letzter Herbstpracht strahlenden Städtchen Clavens ist jetzt die Frau dahingeshieden, die sich rühmen konnte, die älteste Inhaberin des Kreuzes der Ehrenlegion zu sein, das sie in den sturmbelegten Tagen des deutsch-französischen Krieges als achtzehnjähriges Mädchen erwarb: Juliette Dodu, die Telegraphistin von Pithiviers.

Ihre Mutter verwaltete das Telegraphenbureau des Städtchens und Juliette half ihr nach Kräften. Bis eines Tages vier preußische Männen überraschend in das kleine Amtszimmer drangen, die Apparate beschlagnahmten und die beiden Frauen in einem Zimmer des Hauses zu Gefangenen machten. Indes unter den Händen kundiger deutscher Telegraphisten unten im Bureau die Morseapparate klapperten, rangen oben die französischen Patriotinnen hilflos die Hände. Aber nicht lange währte Juliettes Verzweiflung: sie begann sich, daß die Telegraphendrähte am Fenster ihres Zimmers vorbeiliefen und sofort leitete in ihr der kühne Vorschlag, die Depeschen der feindlichen Eroberer abzufangen. Sie wußte, daß sie ihr Leben damit einsetzte, aber die Vaterlandsliebe kannte keine Bedenken. Mit Hilfe eines alten ausgerichteten Morseapparates, der den Blicken der Männen entgangen war, gelang es ihr nach fruchtlosen Versuchen und angstvoll durchwachten Nächten in einem unbewachten Augenblick den Anschluß an den deutschen Telegraphendraht herzustellen, und ohne die fremden Worte zu verstehen, schrieb sie getreu die empfangenen Buchstaben der durchlaufenden deutschen Befehle ab. Siebzehn Nächte lang tat sie das, wenn auch Erschöpfung und Müdigkeit sie zu übermannen drohten. So rettete Juliette den General d'Aurelle de Paladines mit einem Korps vor einer Umgebungsbewegung, die Prinz Friedrich Karl bereits eingeleitet hatte, und auf Grund ihrer abgefangenen Nachrichten wurde auch im rechten Augenblick die Brücke von Oien gesprengt. Bis ein ungetreuer Diener die Patriotin verriet. In voller Arbeit überraschte man sie: sie wurde verhaftet. „Ich bin Französin“, antwortete sie stolz ohne einen Versuch des Leugnens, „ich tat es für mein Vaterland, macht mit mir was ihr wollt.“ Das Kriegsgericht verurteilte sie zum Tode, aber auch auf deutscher Seite vermochte man diesem Heldennut einer patriotischen Frau die Anerkennung nicht zu versagen: Während die französischen Armeebefehle ihren Namen rühmend nannten und die Regierung von Tours ihr die Militär-Medaille verlieh, verfügte Prinz Friedrich Karl die sofortige Begnadigung der jungen Französin, die ihr Vaterland heißer liebte, als ihr Leben.

Seiters Eke.

Verliebt.

Hausfrau (der aus dem Wirtshaus kommt, vor seiner Wohnung zum Aneipflegen): „Ja, das muß ich sagen, ein süßes, liebes, hübsches Weibchen hab' ich! (In diesem Augenblick fliegt ihm ein Pantoffel an den Kopf.) Sehen Sie, ein solch kleines Fußchen hat sie!“

Einspruch.

Dame (zu ihrem Bräutigam, einem jungen Pastor): „Meinst Du nicht, Adolf, daß wir bald heiraten sollen?“ „Aber Schatz, wer wird denn so vergnügungssüchtig sein.“

Nummer 45.

4. November 1909.

Für die deutsche Hausfrau.

Erscheint:
Donnerstags und Sonntags.

Unterhaltungsblatt zum „Soester Kreisblatt“.

Die graue Sphinx.

Novelle von Germanis.

(Nachdruck verboten.)

13)

VIII.

Vierundzwanzig Stunden später erhielt Kathinka die Nachricht von Daniel Vanderegges Ankunft in Elbenstein und diese Nachricht versetzte sie in nicht geringe Aufregung. Nach dem, was sie den Abend vorher aus des Hofrats eigenem Munde gehört hatte, kannte sie keine Schonung und kein Erbarmen mehr und wünschte nichts sehnlicher, als ihre Schwester mit jenem anderen Manne zusammenzuführen, vorausgesetzt, daß jener andere auch wirklich der rechte war. Es genügte ihr nicht mehr, den siegesgewissen, kühl berechnenden Freier abzuwehren, nein, er sollte auch tief gedemütigt und von ihr aufs Haupt geschlagen werden, und wenn Britas Verlobung mit einem Fremden seiner eigenen säumigen Werbung zuvorkam, erhielt sein Selbstbewußtsein unfehlbar einen empfindlichen Stoß.

Sie schrieb also sofort an Egmont, daß er am anderen Tage, zu einer bestimmten Stunde, seinen Bruder zu einem Besuche des Zoologischen Gartens veranlassen sollte und dort mit ihr zusammenzutreffen solle. Erst wenn sie Daniel selbst gesehen und gesprochen habe, könne sie weitere Beschlüsse fassen und je unbefangener er ihr entgegentrete, um so besser werde es sein.

Ihr junger Freund, ihr gegenüber an Gehorsam gewöhnt, führte den Auftrag auch gewissenhaft aus, und wenn Daniel Vanderegge zuerst auch wenig Lust zeigte, gerade diesen Teil der Stadt zuerst kennen zu lernen, so ließ er sich schließlich doch dazu bestimmen und fand es natürlich, daß Egmonts langjährige Freundin, Kathinka Dehm, den Wunsch hegte, auch ihn, als den älteren Bruder, einmal kennen zu lernen. Ihre Anwesenheit in Elbenstein wurde ihm als ganz vorübergehend geschildert und so gab es nichts, was ihn mit einer Ahnung oder einem Verdacht hätte erfüllen können.

Der junge Mann war überhaupt in einer Stimmung, welche für scharfe Beobachtung nicht besonders günstig war, teils von einer krankhaften Raschlosigkeit und Unruhe erfüllt, teils so matt und angegriffen von der Reise, daß er noch dringend der Schonung bedurfte. Stets schien ihm eine Frage auf den Lippen zu schweben, die immer wieder zurückgedrängt wurde, und Egmont, der verpflichtet war, zu schweigen wagte nicht, in irgend einer Weise zu Hilfe zu kommen.

Es war ihm daher eine wahre Erleichterung, als gleich nach ihrem Eintritt in den Garten Kathinka, gefolgt von ihrer Kammerfrau, ihnen entgegentrat und er sich für das Kommen nicht mehr verantwortlich fühlte. Schon ihre reizende Erscheinung — sie war ganz in Schwarz

gekleidet — ihre Stimme und ihr frisches, freimütiges Wesen wirkten wohlthuend auf ihn ein und Daniel schien fast demselben Zauber zu erliegen. Sie wartete die Vorstellung garnicht ab, sondern begrüßte ihn sofort wie einen alten Bekannten, sprach ihre Freude aus, ihn zu sehen, und wußte so unbefangenen über seine Krankheit und seinen Aufenthalt in Tirol mit ihm zu plaudern, daß Daniel seine Scheu und sein nervöses Unbehagen sehr schnell überwand und mit Kathinka viel liebenswürdiger und lebhafter verkehrte, als es sonst Damen gegenüber seine Art war.

Während er nun so zwischen ihr und Egmont langsam dahinschlenderte, schauend, lachend, plaudernd, bald

Und einen heiligen, keuschen Altar
bewahren sich stille die Mäusen;
es lebte, was edel und sittlich war,
in der Frauen züchtigen Busen;
die Flammen des Biedes entbrannten neu
an der schönen Minne und Liebestreu.

diese, bald jene Ausrufung erbitend, hatte die junge Schauspielerin die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten, und fand ihre Erwartungen auf das Schönste erfüllt. Dieser Daniel Vanderegge war kein trockener, höhlängiger, zugeknöpfter Pendant, wie sie es nach Egmonts Schilderungen beinahe gefürchtet hatte, sondern ein hübscher, gut gewachsener, sehr großer junger Mann, der mit

dem langherabfallenden dunkelblonden Vollbart, dem regelmäßigen, noch etwas blaffen Gesicht und den hellen, schönen blauen Augen wirklich an einen deutschen Siegfried gemahnte. Zwar lag eine gewisse Zurückhaltung und Gemessenheit in seinem Wesen und von Egmonts Frische und lebtem Uebermut besaß er nicht eine Spur, aber diese Zurückhaltung war die natürliche Waffe einer sensiblen Natur und Kathinka konnte sich wohl denken, daß seine Erscheinung, seine ganze Art und Weise auf Britas empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Unter den Bäumen gab es ein reizendes, schattiges Plätzchen, und als man sich dort niedergelassen hatte, um einen kleinen Imbiß zu nehmen, wurde es erst so recht gemütlich. Daniel schien sich auch viel wohler zu fühlen, seine Blicke schweiften aber immer wieder verstohlen nach dem Hauptweg hinüber, und als trotz der frühen Stunde ein ganzer Trupp neuer Gäste ankam, darunter ein paar junge Mädchen in Trauer, wurde seine Unruhe so sichtbar, daß Kathinka beschloß, ihm auf den Zahn zu fühlen, und freundlich sagte: „Herr Vanderegge, erwarten Sie heute noch jemanden?“

Er wurde sichtlich verlegen. „Ach nein“, stammelte er, „eigentlich wohl nicht; — ich dachte nur, wenn etwa zufällig jemand hier vorüberkäme.“

„So haben Sie Bekannte hier in Elbenstein?“ meinte sie lächelnd, „davon hat mir Egmont ja gar nichts gesagt.“

„Er wußte es selbst nicht“, meinte Daniel.

„Vielleicht haben wir gar gemeinsame Freunde.“

Er errötete wie ein Mädchen. „Das glaube ich kaum,“ meinte er stöckend.

„Wer weiß,“ lachte sie, „wir wollen einmal die Probe machen. Ich habe zwar nicht die Visitenkarten von meinen Freunden bei mir, aber etwas ganz Ähnliches,“ und einen kleinen zusammengekniffenen Zettel aus ihrem Portemonnaie hervorholend, legte sie ihn vor Daniel hin.

Er wußte nicht recht, ob sie nur Scherz mit ihm triebe, nahm den Zettel etwas zaghaft auf und entfaltete ihn langsam; nachdem er aber gesehen, daß er nur die Notiz enthielt: „Eduard Lassen, Op. 48 Nr. 4,“ begriff er sogleich, was sie damit sagen wollte, sprang wie elektrisiert in die Höhe, faßte krampfhaft Kathinkas Hand und sagte fast atemlos vor Erregung: „Woher? Ich sehe Sie an, sagen Sie mir, woher? Wer gab Ihnen diesen Zettel?“

Kathinka machte ein möglichst gleichmütiges Gesicht. „Wer ihn mir gab? Mein lieber Herr Vanderegge, niemand. Ich selbst machte die Notiz.“

„Aber es bedeutet, — bedeutet —“

„Das Lieblingslied eines jungen Mädchens, das ich sehr genau kenne,“ vollendete sie. „Wollen Sie Ihr Bild einmal sehen? Ich habe es zufällig bei mir.“

Daniel Vanderegge glaubte zu träumen. Aus der geöffneten Kapsel, welche die junge Schauspielerin in seine Hand legte, strahlte ihm Britas süßes Antlitz entgegen, und dieser Anblick, der freudige Schreck schien ihn fast zu überwältigen, denn mit einem leisen Schrei des Entzückens preßte er das kleine Bild an seine Lippen und schlug dann in tiefer Bewegung die Hände vors Gesicht. Erst nach einer Weile fand er die Sprache wieder und sein erstes Wort war eine neue stehende Frage: „Wo ist sie? — Sagen Sie mir, ich sehe Sie an, ist sie hier — hier in Elbenstein? Ist sie noch frei — darf ich sie sehen? Ich ahne es, Sie wissen alles!“

„Doch nicht,“ meinte sie lächelnd. „Ich möchte sogar noch einiges von Ihnen erfahren. Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken? Dann werden wir Ihrem Bruder gestatten, sich die Löwen und Leoparden ein wenig genauer anzusehen. — Sie brauchen nicht ein so verdrießliches Gesicht zu machen, lieber Egon! — und inzwischen unsere kleinen Geheimnisse austauschen. Aber Zug um Zug; Sie müssen anfangen.“

„Gern, mein Fräulein,“ erwiderte Daniel; aber lassen Sie uns ein wenig auf und nieder gehen. Ich bin zu aufgereggt, um ruhig sitzen zu bleiben. Ich will Ihnen ja auch alles erzählen, alles; aber erst geben Sie mir einen Hoffnungsschimmer. Sie ahnen nicht die Qual der Ungewißheit, die ich in letzter Zeit erlitten habe, und ich bin noch so schwach, so wenig Herr meiner selbst. Diese heimtückische Krankheit hat mich arg mitgenommen.“

Sie fühlte Mitleid mit ihm und wollte ihn nicht länger auf die Folter spannen. „Nun gut,“ sagte sie, „das junge Mädchen, das Sie meinen, lebt mit ihrer Mutter hier in Elbenstein und ist noch frei. Aber wenig fehlte und sie war es nicht mehr.“

„Gott sei Dank!“ rief er erleichtert und küßte ihre Hand mit einer Inbrunst, als wäre sie die Geliebte selbst. „Gott sei Dank, so komme ich trotz allem nicht zu spät! Mein Wunsch war nicht Veressenheit, mein Hoffen nicht Wahnsinn! Gott schickt mir einen Engel entgegen, der mich leiten wird, und nicht eher will ich ruhen, als bis ich sie gefunden habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erfolg.

Der berühmte Liederfänger lag in seinem Hotelzimmer auf dem Sofa und ließ mit den Rauchringen seiner Zigarette — ein halbes Duzend täglich hatte der Arzt erlaubt — den Erfolg des gestrigen Abends an sich vorüberziehen.

Es war gewesen — nun, wie immer. Ein ausverkaufter Saal: ein Meer von erhigten Gesichtern, vorgestreckten Köpfen mit hochklopfenden Pulsen, nahezu bachtisches Beifallsrauschen — die gewöhnliche Wirkung seiner musikalischen Verführungskunst.

Mit einem lächelnden Blick streifte er das Tischchen zur Seite. Da lagen die Billets von zarter Hand, verschämte und unverschämte, Geständnisse der Bewunderung, der Verehrung, der Ergriffenheit. Nach Tagen, an denen er, wie gestern, Strauß, „Cécilia“ gesungen, war der Stapel immer besonders hoch, das kannte er. Dieses Lied war sein größter Erfolg. Bei der letzten Strophe:

Wenn Du wüßtest,
Was leben heißt!

Wenn Du es wüßtest,
Du lebstest mit mir!

fühlte er, daß er auch das letzte Widerstreben hinterlassen, daß keine Frau im Saale war, deren Seele nicht jubelnd seinem Ruf antwortete.

Es klopfte. Der Sänger sah stirnrunzelnd auf. Der Kellner meldete mit korrektem Ton, in dem doch ein ganz leises Schmunzeln des Verständnisses mitsprach: „Eine Dame.“ „Eine junge Dame,“ setzte er überredend hinzu. Und seine Mienen ergänzten: „Eine hübsche Dame.“

„Nun, denn — ich lasse bitten.“

Er zog die Beine vom Sofa und nahm die lässig-elegante Stellung ein, in der er auf seiner berühmten Photographie jedem bekannt ist.

Er war ein eleganter Mann. Sein Westenschnitt war fast ebenso berühmt, nie sein Liederortrag.

Ein junges Mädchen trat über die Schwelle, einfach korrekt gekleidet.

Es war ihm, als habe er dieses weiche Gesicht mit den langbewimperten Augen schon mal gesehen, doch wußte er nicht, wann und wo. Du lieber Gott! Er sah so viele Frauen!

Da die Kleine ihn nur mit erwartungsvoll-glänzenden Augen ansah, mußte er den Anfang machen.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine Gnädige? Zeichnen Sie, Ihr Name ist mir entfallen.“

Während ihre Augen ihn schwärmerisch anstrahlten, suchte es ein klein wenig listig um den weichen Mund. Sie sah aus, wie ein Kind, dem eine Maskerade geglückt ist.

„Da bin ich!“ sagte sie.

„Da sind Sie!“ bestätigte er mechanisch.

Ihr „da bin ich“ klang wie Jubel, aber überspannter Jubel, der einem Schluchzen nahe war.

Ihm kam eine Erleuchtung. Das war ja das holde Gesichtchen, dem er gestern abend gesungen:

Wenn Du es wüßtest,
Du lästest mit mir!

Er hatte nämlich die Gewohnheit im Konzert ein Gesicht zu wählen, dem er für die Dauer des Abends die Gefühle zuwidmete, die in dem Liederprogramm enthalten waren. Er fand, daß er dann besser sang.

„Ich bin gekommen, mit Ihnen zu leben,“ sagte sie. Das klang so ernst und feierlich wie ein Schwur vorm Altare.

Er bekam einen kleinen Schrecken.

„Sie wollen mit mir leben?“ fragte er. Der berühmte Mann sah in diesem Augenblicke ein wenig töricht aus.

Aber die Kleine sah das nicht. Sie nickte mit leuchtenden Blicken. Die Hände hielt sie, ohne es zu wissen, demütig und schüchtern gefaltet.

Das war ja ein ganz besonderer Fall! Der berühmte Mann hatte mancherlei — so ziemlich alles — erlebt mit Frauen aller Nationen. Doch das war ihm noch nicht vorgekommen, daß eine Frau ihm ganz schlicht mitteilte, mit ihm leben zu wollen. Auch die Unentwegten hatten ihre

innersten Absichten immer durch ein paar kleine Verlegenheitskünste verschleiert, einiges von Muff geschwärmt.

Und dieses kleine Mädchen war keine Unentwegte. Der erfahrene Weltmann verstand zu unterscheiden. Er sah, daß das junge Geschöpf weder eine über Vorurteile erhabene Hocharistokratin war, noch ein schlecht erzogenes Bürgermädchen, das schon Affären mit Gymnasiasten hinter sich hat, sondern einfach ein junges Mädchen aus guter Familie, ein gehütetes Häuslinderchen, das in seiner romantischen kleinen Seele den Ruf des Schicksals zu vernehmen gewöhnt. Während ihre Augen ihn mit schwärmerischer Hingebung anstrahlten, lag in ihrer Körperhaltung etwas Schüchternes, Reserviertes, Damenhaftes.

Und so etwas wollte mit ihm leben! Charmant! hätte er beinahe gesagt. So auf acht bis vierzehn Tage!

Denn sie war sehr lieblich. Der Gang und Duft eben erblühter, sorgsam gehüteter Jugend lag auf ihr. Sie war so anders, als alle, die zu ihm gekommen, die hysterischen, Erlebnislüsternen. Ein kleiner Roman hätte den Experten der Liebe wohl gelockt.

„Ich kann alles ertragen!“ versicherte sie, sein Zögern mißdeutend. „Ich will Ihre kampfesüchtige Seele trösten, wenn sie bangt in einsamen Nächten“ — wie nett sie das behalten hatte! „Ich will mit Ihnen leiden und entbehren — ach wie gern!“

Er unterdrückte ein flüchtiges Lächeln. Er dachte an sein Wiener Heim, an sein Landhaus in der Krain . . .

„Sie liebes, tapferes Kind,“ sagte er gerührt. „Wie großmütig, wie gut! Aber in Ihrer Generosität bedenken Sie nicht, daß Ihr Edelmut von der Welt mißdeutet werden könnte!“

Die Kleine machte eine großartige Bewegung. „Die Welt!“

„Ich bin verheiratet,“ improvisierte er. „Zwar lebe ich getrennt, aber ich kann die Scheidung nicht durchsetzen.“

Die Kleine wurde blaß. Aber tapfer sagte sie: „Das schadet nichts.“

Dem berühmten Manne wurde schwül. Das war ja eine nette Geschichte! Wie wurde er das überspannte Kind nur los, daß er sich an den Hals gesungen! So unerfahren und unvorsichtig, wie sie war, konnte sie ihm die größten Unannehmlichkeiten bringen.

„Mein liebes Kind,“ sagte er väterlich-priesterlich, „Sie täuschen sich ja über Ihre eigenen Gefühle! Was Sie befeelt, ist nur Kunstbegeisterung, — doch Kunstbegeisterung! — und es wäre gewisslos von mir, wenn ich Ihren schönen Impuls mißbrauchen wollte.“

„Haben Sie mich nicht selbst gerufen?“

„Im . . . Ja, mein Kind, ich rief ihre Seele, und bin beglückt, daß sie mir geantwortet hat. Ihr Leben an meins ketten, muß ich mir versagen.“

Das Leuchten in ihren Augen erlosch, sie füllten sich mit Tränen. Sie hörte nur das Eine: Der Gott, dessen Ruf sie gefolgt war, verschmähte sie. Nun der Schwung ihres Enthusiasmus geknickt war, überkam sie die Scham. Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Der Künstler ärgerte sich schmäblich, daß er raube Tugend mimen mußte, wo er so menschlich empfand. Er hätte das holde Geschöpf gerne getröstet. Aber er mißtraute sich.

„Sie kennen ja noch gar keine Männer,“ sagte er mit milder Ueberlegenheit. „Ein junger Mann Ihrer Kreise wird kommen und Ihnen Verze und Hand bieten, und dann werden Sie erkennen, daß, was Sie heute fühlen nur ein kleines Präliminar war.“

„Aber ich bin ja verlobt,“ rief sie weinend.

„Verlobt!“, wiederholte er, nahezu versteinert.

„Ja“, schluchzte sie. Aber natürlich wollte ich die Verlobung lösen. Ich habe es schon getan.“

Wäre des Sängers Schädel nicht blank wie eine

Billardkugel gewesen, hätten sich seine Haare bei dieser Mitteilung sicherlich gesträubt.

„Das heißt, ich habe den Brief noch in der Tasche“, beruhigte sie, und zog etwas beschämt einen postfertigen Brief heraus. „Ich sah keinen Briefkasten.“

„Gott sei Dank,“ entfuhr es ihm. „Geben Sie her!“ Er riß ihr den Brief beinahe aus der Hand. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Aufschrift: „Herr Referendar v. S.“. Das war gerade der Rechte! Solch junge Säule des Staats, geladen mit blutrünstigen Erbgelassen, begierig, das auf der Mensur Erlernte, im Kampfe für die heiligsten Güter zu verwerten . . .

Den Sänger gelüstete es aber gar nicht, im ersten Streite die Klinge von toledanischem Stahl zu ziehen, wie er gestern im „Gidalgo“ gesungen. Uns Haar hätte das dumme kleine Mädchen es dahin gebracht. Sein Leben glich im allgemeinen gar zu wenig dem eines Wüstenheiligen! Wer würde es ihm glauben, daß er sich in diesem Falle wie ein Johanaan benommen? Herr Referendar v. S. ganz sicher nicht.

„Dieser Brief durfte niemals geschrieben werden“, sagte er streng. „Wie konnten Sie einem Ehrenmanne das antun wollen, jemandem, der“ — seine Stimme bekam einen warmen Herzensston — „Sie so liebt und fest auf Ihre Treue baut!“ — „Ich würde!“ — dabei riß er den Brief gelassen durch, nie in die Rechte eines anderen Mannes eingreifen, das ginge mir gegen Ehre und Gewissen.“ Er legte seine Hand beschwörend auf die von einer Herzogin gestifte Weste.

„Sie sind so edel“, schluchzte die Kleine, bewundernd, doch betrübt.

„Nur älter und erfahrener als Sie“, wehrte er bescheiden. „Und deshalb gebe ich Ihnen einen väterlichen Rat: Lassen Sie dies heute zwischen uns ein Geheimnis bleiben — gegen jeden! Die Menschen sind immer geneigt, die harmlosesten Dinge zu mißdeuten.“

„Muß ich es Max nicht sagen?“ fragte sie unsicher.

Er tat, als ob er die Sache ernstlich in Erwägung zöge.

„Nein!“, sagte er dann bestimmt. „Tun Sie es nicht, das Erzählte steht immer ein wenig anders aus als das Erlebte. Und manche Männer sind so sonderbar . . .“

„Ja, ich glaube, Max ist auch sonderbar“, bestätigte sie, und legte die Kinderstirne in ein Duzend Falten. „Wir wollen es lieber niemandem sagen.“ Dabei hob sie die Augen bittend zu ihm auf.

Die unschuldige Vertraulichkeit dieses „wir“ berührte ihn wie eine holde Liebesfugung.

„Ich werde“, versprach er ernst, „den schönsten Erfolg meines Lebens im tiefsten Herzensschrein verschließen, obwohl leider! — die ganze Welt wissen dürfte, was zwischen uns geschieht. Leben Sie wohl! Werden Sie eine glückliche kleine Frau!“ Er drängte sie sanft zur Tür hin.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie mit Tränen in den Augen. Da packte ihn die Lust, Herrn Referendar v. S. wenigstens einen ganz kleinen Schabernack anzutun.

„Einen Abschiedskuß“ — sagte er mit seiner weichsten Stimme und beugte sich zu ihr nieder.

Aber zu seinem Befremden wick sie zurück und schüttelte heftig erötend den Kopf.

„So spröde?“, fragte er ironisch. „Sie wollten mit mir leben! . . .“

„Das war etwas anderes!“ sagte sie. Das lebende Kind war mit einem Male eine hochmütige junge Dame.

„Ach so.“

Sie ging. Ungeküßt.

Die Arme über der Brust verschränkt, sah er ihr finnend nach.

„War ich ein kompletter Weiser,“ fragte er sich, oder ein kompletter Narr?“

„Cécilia“ sang er so bald nicht wieder.